

LATEIN UND GRIECHISCH *in Baden-Württemberg*

INHALT

- In eigener Sache 3
- **Ulrich Sinn:** Reden und Dialoge der athenischen Wortführer im Peloponnesischen Krieg 5
- **Heiko Ullrich:** Ein neuer Kommentar zur *Ersten Ekloge* des Calpurnius Siculus 18
- **Heiko Ullrich:** Eine kritische Revision der *persona*-Theorie in Bezug auf Martials Epigramme 22
- **Dietmar Schmitz:** Rezension von Friedrich Maier, *Sophia. Morgenröte der Vernunft* 28
- **Bernhard Zimmermann:** Ein Gräzist mit Leib und Seele – *in memoriam* Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang Kullmann 32
- **Ulrich Kühn:** Die Synthese von Altphilologie und Musik – *in memoriam* Gymn.-Prof. Dr. Adalbert Fink 34
- **Stefan Faller:** Chronogramm zum 8.9.2022 36
- Impressum 37



DEUTSCHER
ALTPHILOLOGENVERBAND

Landesverband Baden-Württemberg



Ergänzen und gestalten Sie Ihren modernen Lateinunterricht mit Navigium-Online! Navigium bietet:

- Digitale **Texterschließung** von der Lehrbuch- bis zur Lektürephase mit Erstellung von Textlexika, grammatischen Konstruktionen und Möglichkeiten zur Differenzierung,
- Attraktive **Gamification-Elemente**, die wirklich alle SchülerInnen zum Lernen der Vokabeln motivieren,
- Einfach erstellte und automatisch korrigierte **Vokabeltests** und **Klassenarbeiten**,
- Leichte Anpassbarkeit an **jedes Lehrbuch** oder passgenaue Inhalte zu **Pontes**.

nutzbar im Browser und als App

**Jetzt 6 Monate unverbindlich und kostenlos an Ihrer
Schule testen* : www.navigium.de/testlizenz**



Navigium ist die führende digitale Lehr- und Lernplattform für den Lateinunterricht. Praktische und arbeitssparende Elemente für Unterricht, Hausaufgaben und Prüfungen, abgerundet mit motivierenden, spielerischen Komponenten, machen Navigium zu einem unverzichtbaren Begleiter.

Weitere Infos: navigium.de oder 0241/513880

*mit allen Latein-Lehrkräften und SchülerInnen,
nach vorheriger Schulung vor Ort oder Zoom - natürlich kostenlos

Kommende digitale Veranstaltungen:

26.10.2022 - Wortschatzarbeit

09.11.2022 - Textarbeit

30.11.2022 - Gamification

Anmeldungen unter:

www.navigium.de/veranstaltungen

In eigener Sache

Das zweite Heft des **50. Jahrgangs** von *Latein und Griechisch in Baden-Württemberg* steht bedauerlicherweise immer noch unter dem Eindruck des unsäglichen Kriegs in der Ukraine und seiner Begleiterscheinungen.

Auch die Themen, die für die 42. Runde des **Landeswettbewerbs Alte Sprachen** 2023 ausgewählt wurden, sind teilweise von diesem Belangen geprägt. Eine Teilnahme an diesem Wettbewerb ist ab sofort möglich; nähere Information sowie der Wettbewerbsflyer sind herunterladbar von der Seite der Stiftung Humanismus heute (<https://www.humanismus-heute.uni-freiburg.de/taetigkeiten/las>).

Entsprechende Printmaterialien sind den Schulen über die Regierungspräsidien zugegangen; speziell Schülerinnen und Schüler der Kursstufe, aber auch der 10. Klassen sind herzlich zur Teilnahme am Wettbewerb eingeladen.

In Zeiten, in denen die **Angebote zur Fortbildung für Lehrkräfte der Alten Sprachen** dünn gesät sind, sind digitale Möglichkeiten dazu höchst willkommen. Das am Berliner Antike-Kolleg angesiedelte **Friedrich-Gedike Seminar** leistet genau dies – es werden Online-Vorträge und -Workshops zu aktuellen Belangen der Altertumswissenschaften angeboten. Dem Vernehmen nach wird in diesem Schuljahr eine Fortbildungsreihe zu archäologischen Objekten und deren Einsatz im Unterricht durchgeführt. Teilnahmezertifikate werden auf Wunsch ausgestellt. Nähere Informationen sind abrufbar unter der Webadresse <https://www.berliner-antike-kolleg.org/transfer/friedrich-gedike-seminar/index.html>.

Hingewiesen sei außerdem auf die Möglichkeit zur **Rückschau auf den DAV-Bundeskongress** vom April dieses Jahres – von etlichen Beiträgen gibt es Videoaufzeichnungen, die nach wie vor eingesehen werden können. Wer an dem digitalen Kongress teilgenommen hat, kann sich mit den ursprünglichen Logindaten unter <https://bundeskongress.altphilologenverband.de/programm-via-zoom> in das Kongressprogramm einwählen und findet bei den Veranstaltungen, die aufgezeichnet wurden, einen entsprechenden Link.

Auch wer sich nicht für den Kongress registriert hatte, kann die Veranstaltungen nun auf dem Youtube-Kanal des Deutschen Altphilologenverbands abrufen (https://www.youtube.com/watch?v=T8BKGub2gw8&list=PLZYGkS7JY_ch5f). Es sind 26 Beiträge verfügbar, darunter die Verleihung des Humanismus-Preises an Prof. Dr. **Karlheinz Töchterle**, der Eröffnungsvortrag von Prof. Dr. **Harald Lesch** sowie musikalische und schauspielerische Darbietungen.

Die schauspielerische Darbietung bietet auch den Stoff für den ersten Beitrag in diesem Heft. Die Rezitation ausgewählter Reden und Dialoge der athenischen Wortführer aus dem Werk des Thukydides über den Peloponnesischen Krieg durch Bernhard Stengele und Georg Zeies machte am Mittwochabend des Kongresses das Publikum an der Universität Würzburg und die Zugeschalteten im

digitalen Raum betroffen. Prof. Dr. **Ulrich Sinn** hat den Text für zwei Schauspieler eingerichtet und ihn uns freundlicherweise zum Abdruck überlassen, mit dem Wunsch, dass die Schilderungen, Prognosen und Mahnungen des griechischen Historikers so manchem Machtmenschen helfen mögen, Fehlverhalten zu erkennen und Lehren daraus zu ziehen.

In zwei Beiträgen beschäftigt sich Dr. **Heiko Ullrich** mit kürzlich erschienenen Büchern. Das erste davon zeigt, dass lateinische bukolische Dichtung keineswegs auf Vergil beschränkt, sondern auch Titus Calpurnius Siculus ein lohnender Autor ist, der Vergils Anregungen aufnimmt und in neronischer Zeit umgießt und fortsetzt. Anna-Elisabeth Berons kürzlich erschienener Kommentar zu dessen erster Ekloge bietet willkommene Hilfe bei der Arbeit mit diesem Text.

Der Epigrammatiker Martial ist mit seinen Zeitgenossen zum Teil hart ins Gericht gegangen – dabei ist nicht unumstritten, welche davon er mit Decknamen, welche er mit Klarnamen nennt und welche Rolle (durchaus im theatralischen Sinne) der Autor dabei spielte. Mit den Äußerungen vieler Fachkolleginnen und -kollegen zu diesen Themen geht Walter Kibels Buch von 2021 sozusagen martialisch hart ins Gericht, findet Heiko Ullrich.

Der Entstehung und Entwicklung des Konzepts der σοφία hat der DAV-Ehrenvorsitzende Friedrich Maier im fünften Band seiner humanistischen Essay-Reihe nachgespürt. Dr. **Dietmar Schmitz** hat das Buch rezensiert und kommt für die an den Tageszeiten ausgerichtete Analyse der Texte zur Weisheit, Philosophie und Vernunft zu einem positiven Fazit.

In den letzten Monaten hatten wir den Verlust einiger profilierter Vertreter unserer Fächer zu beklagen. Im April verstarb im 95. Lebensjahr der frühere Freiburger gräzistische Ordinarius, Homer- und Aristotelespezialist Prof. Dr. Dr. h.c. mult. **Wolfgang Kullmann**. Prof. Dr. **Bernhard Zimmermann** hat ihm mit seinem Nachruf ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Im Juni verstarb im 92. Lebensjahr der Pforzheimer Lehrer und Gymnasialprofessor Dr. **Adalbert Fink**. An sein von Musik und Altphilologie geprägtes Leben erinnert Dr. **Ulrich Kühn**.

Beschlossen wird das Heft durch eine kleine lateinische Hommage an die britische Königin.

Dieses Vorwort dagegen soll Thukydides beschließen (III 82,2) – ἐν μὲν γὰρ εἰρήνῃ καὶ ἀγαθοῖς πράγμασιν αἱ τε πόλεις καὶ οἱ ἰδιῶται ἀμείνους τὰς γνώμας ἔχουσι. In Frieden und Wohlstand haben wirklich alle Menschen eine bessere Denkart, schreibt der attische Historiker.

Möge diese einfache Erkenntnis auch dort Einzug halten, wo sie gerade fehlt!

Stefan Faller

Ulrich Sinn (Würzburg)

**Reden und Dialoge der athenischen Wortführer im
Peloponnesischen Krieg**

**Eine Kompilation aus dem Geschichtswerk des Thukydides
ingerichtet für zwei Schauspieler**

Textfassung: Prof. Ulrich Sinn

auf der Grundlage der Übersetzung von Georg Peter Landmann

Vorwort

Beim Lesen dieses Textes wird unweigerlich der Eindruck entstehen, er sei unter dem Eindruck des seit dem 24. Februar in der Ukraine wütenden Kriegs entwickelt worden. Doch das Bedürfnis, die vor gut 2400 Jahren niedergeschriebene Kriegsbericht-Erstattung des Thukydides in Form dieser Kollage ins Bewusstsein zu rufen, keimte bereits 1992/93 angesichts der dramatischen Berichte über den völlig enthemmt geführten Balkankriegs. Die bedrückenden Parallelen zu den von Thukydides berichteten Ereignissen unterstrichen schon damals, wie sehr Thukydides leider Recht hat mit seiner Klage über die Unbelehrbarkeit des Menschen, der nicht ablassen kann und will, Krieg zu führen. Umso wichtiger ist es, dass wir auch jetzt wieder seine Mahnung wachhalten! Möge diese Kompilation dazu einen Beitrag leisten.

THUKYDIDES

Ich, Thukydides, Sohn des Oloros, war kaum 25 Jahre alt, als Athen, die Stadt, in der ich geboren wurde, den Krieg gegen Sparta aufnahm.

Beide Kriegsparteien waren hochgerüstet wie nie zuvor. Beide Seiten hatten sich der Unterstützung durch Verbündete versichert. Es zeichnete sich ab, dass alle Hellenen in den Krieg verwickelt sein würden. So entschloss ich mich, den Ablauf des Krieges in einer Schrift festzuhalten. Und in der Tat: Es war bei weitem die gewaltigste Erschütterung für die Hellenen und einige der Nachbarvölker, ja, wenn nicht sogar für die Menschheit überhaupt. Das Geschehen in allen seinen Phasen genau zu erforschen, war mir nicht möglich. Doch teils aus eigenem Erleben, vor allem auch aus Hinweisen, die mir verlässlich erschienen, glaube ich, einen im Großen und Ganzen zuverlässigen Bericht verfasst zu haben. [I 1, 1-2]

Die Reden und Gegenreden, die im Verlauf dieses Krieges gehalten wurden, wortgetreu wiederzugeben, war mir unmöglich, selbst dann, wenn ich Ohrenzeuge war. Für die inhaltliche Übereinstimmung meiner Wiedergabe mit

den Intentionen der Redner und ihren entscheidenden Gedanken verbürge ich mich jedoch. [I 22, 1]

Zum Zuhören wird diese spröde Darstellung vielleicht wenig ergötzlich sein. Wer aber das Gewesene klar erkennen will und damit auch das Künftige, das sich, so wie die menschliche Natur nun einmal angelegt ist, in gleicher Weise oder ähnlich wiederholen wird, der mag meinen Bericht für nützlich halten, und das soll mir genug sein: Zur dauernden Mahnung, nicht als literarisches Prunkstück für einmaliges Hören ist er verfasst. [I 22,4]

Wenn ihr nun fragt, wie es zu diesem gewaltigen Krieg kommen konnte, fällt meine Antwort kurz aus – auch wenn man ungern darüber spricht: Mit seinem expandierenden Machtstreben hat Athen die Spartaner unter Zugzwang gesetzt. [I 23, 6]

Hört nun, mit welchem Stolz und Selbstbewusstsein Perikles nach dem ersten Kriegsjahr der gefallenen Athener gedenkt:

PERIKLES

Bevor ich die Gefallenen würdige, will ich darlegen, mit welcher Gesinnung und Lebensform wir zu unserer Größe und Überlegenheit gelangt sind. Denn in dieser Stunde können wir vor unseren Bürgern und allen Fremden, die uns zuhören, stolz verkünden: Athen hat wie keine andere Stadt immer wieder bewiesen, aus eigener Kraft für alle Herausforderungen gerüstet zu sein, sei es im Krieg, sei es in Friedenszeiten. [II 36, 3-4]

Die Verfassung, nach der wir leben, sucht ihresgleichen. Wir haben sie selbst entwickelt und sind darin vorbildlich. Sie trägt den Namen Demokratie, weil unser Zusammenleben nicht von einigen wenigen, sondern von vielen Bürgern gelenkt wird. Das Gesetz gewährt jedem Bürger gleiche Mitsprache bei der Regelung öffentlicher Angelegenheiten. Besonderes Ansehen und damit Zugang zu höheren Ämtern erwächst bei uns nicht aus der Herkunft, sondern einzig aus erbrachten Leistungen zugunsten der Gemeinschaft. [II 37, 1]

In das Privatleben eines jeden Einzelnen und der Bürger untereinander mischen wir uns nicht ein. Wir fordern aber Gehorsam gegenüber den gewählten Amtsträgern und dulden keine Rechtsverletzungen. [II 37, 3]

Wir arbeiten hart, gewähren aber im Gegenzug nach altem Brauch weit mehr als alle anderen Städte Muße und Erholung bei öffentlichen Wettkämpfen und Opferfeiern wie auch bei häuslichen Vergnügungen. Wegen unserer Größe und Lebensart kommen Besucher aus aller Welt in unsere Stadt. Fremde sind bei uns willkommen und müssen nicht fürchten, aus der Stadt vertrieben zu werden. [II 38, 1 – 39, 1]

Während in anderen Städten die Erziehung der Kinder mit anstrengenden Übungen ganz auf die Aufgaben im Mannesalter ausgerichtet ist, erreichen wir das gleiche Ziel in der uns eigenen entspannten Grundhaltung [II 39, 1]

Wir lieben das Schöne und Edle und pflegen die geistigen Kräfte in ausgewogener Weise. – Reichtum streben wir nicht um seiner selbst willen an, um uns damit hervorzutun, sondern als Voraussetzung für tatkräftiges Wirken. – Wie niemand sonst pflegen wir den Gemeinsinn, wenn es um unsere Stadt geht. Nur bei uns heißt ein Bürger, der dabei nicht mitwirkt, ein schlechter Bürger. – Unser Wagemut sucht seinesgleichen; dabei zeichnet uns aus, dass wir unsere Vorhaben sorgsam bedenken, bevor wir sie in die Tat umsetzen. – Wir sind die einzigen, die nicht so sehr aus Berechnung des Vorteils, sondern im Bewusstsein unserer Stärke anderen Gutes tun. [II 40, 1-5].

Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass ganz Hellas von uns lernen kann [II 41,1]: Unsere Stadt ist die einzige, die gestärkt aus der Bewährungsprobe dieses Krieges hervorgeht. Ein von uns bezwungener Feind empfindet seine Niederlage nicht als Demütigung, weiß er doch, von einem würdigen Gegner bezwungen worden zu sein. [II 41, 3-4]

THUKYDIDES

So wurden die Toten beigesetzt in diesem Winter, und mit seinem Ende war das erste Jahr dieses Krieges abgelaufen. Gleich mit Beginn des Sommers fielen die Peloponnesier und ihre Verbündeten unter Führung des spartanischen Königs Archidamos in Attika ein und verwüsteten das Land. Sie waren noch nicht viele Tage in Attika, da brach in Athen die Seuche aus. Ein solches Hinsterben durch die Seuche hatte es noch nicht gegeben. [II 47, 1-3]

Nun, als der Krieg und die Krankheit den Athenern so zusetzten, waren sie anderen Sinnes geworden. Sie erhoben Vorwürfe gegen Perikles, dass er sie zu dem Krieg überredet habe und seinetwegen all das Unglück über sie gekommen sei. Die Bürger unternahmen einen Versuch, sich mit Sparta zu verständigen. Aber die Gesandten, die sie hinschickten, kehrten ohne Erfolg zurück. Hilflos und verzweifelt, wie sie waren, fielen die Athener über Perikles her. Als dieser sah, wie sich die Bürger gegen ihr Schicksal empörten, berief er eine Versammlung ein, um sie zu beruhigen, ihren Zorn zu besänftigen und ihnen die Furcht zu nehmen. [II 59, 1-3] Er trat also vor sie und sprach:

PERIKLES

Ihr Bürger, es überrascht mich nicht, dass ihr mir zürnt, wenn ich die von euch vorgebrachten Gründe höre. Deshalb habe ich diese Versammlung einberufen, um euch einiges in Erinnerung zu rufen und die Dinge zu erläutern, die euern Zorn gegen mich – zu Unrecht – entzündet haben. Ihr zürnt einem Mann, der,

wie ich glaube sagen zu können, keinem anderen nachsteht in der Erkenntnis des Notwendigen und der zugleich befähigt ist, dies auch verständlich zu vermitteln. Euer Zorn richtet sich gegen einen Mann, der sein Vaterland liebt und unbestechlich ist. Wenn ihr mir diese Tugenden zugesprochen habt, als ihr euch von mir zum Krieg überzeugen ließ, so könnt ihr mir auch jetzt nicht den Vorwurf machen, ich hätte ein Unrecht begangen. Ich bin noch immer der gleiche und stehe, wo ich immer stand. Ihr seid es, die sich verändert haben: Als es euch gut ging, gefiel euch mein Rat; nun aber, da ihr geplagt seid, befällt euch Reue. Über dem augenblicklichen Schmerz verkennt ihr die Vorteile, die uns aus dem Sieg erwachsen werden. [II 60 / 61]

Ich habe euch in meinen früheren Reden ausführlich dargelegt, dass Befürchtungen, wir könnten aus dem Krieg nicht als Sieger hervorgehen, unberechtigt sind. Heute will ich angesichts eurer Niedergeschlagenheit ein weiteres Faustpfand ansprechen, das uns den sicheren Sieg verspricht: Mit unserer ständig anwachsenden Flottenmacht werden wir schon bald allen Völkern überlegen sein. Euch bedrückt im Augenblick der Verlust eures Besitzes, eurer Häuser, eurer Felder. Doch wenn wir in dieser Situation alle Kräfte daransetzen, unsere Freiheit zu bewahren, werden wir den alten Zustand wiederherstellen. Wenn wir uns dem Feind aber unterwerfen, geht der alte Besitz für immer verloren. Beweist, dass ihr nicht weniger wert seid als eure Väter, die dieses Reich in harter Arbeit erobert und durch die Zeiten gerettet haben, damit ihr es nun bewohnen könnt. [II 62, 3]

Was die Götter uns auferlegen, müssen wir annehmen und erdulden; wenn aber der Feind uns etwas abverlangt, müssen wir ihm mit unserer Tapferkeit begegnen. Dieser Grundsatz galt schon immer in unserer Stadt und soll auch euer Handeln leiten. Bedenkt, dass Athen darum so hoch gerühmt ist bei allen Menschen, weil sich unsere Stadt keinem Unglück beugt und dafür so viele Mühen ertragen und Menschenleben in Kriegen geopfert hat. Deshalb besitzen wir die größte Macht, die es jemals gab. Für alle Ewigkeit wird der Nachwelt in Erinnerung bleiben, dass keine andere Stadt über so viele Hellenen geherrscht hat wie wir, so viele Kriege erfolgreich bestanden hat und dass unsere so blühende und mächtige Stadt alle anderen überragte. [II 64, 2-4]

THUKYDIDES

Mit solchen Worten versuchte Perikles, den gegen ihn gerichteten Zorn der Athener zu tilgen. In der Versammlung ließen sich die Bürger tatsächlich von ihm umstimmen. Sie beendeten die Bemühungen, mit Sparta Frieden zu schließen. Entschlossener als zuvor setzten sie den Krieg fort. Doch der Verlust ihrer Besitztümer hielt ihre Wut auf Perikles wach. So erwirkten sie, dass er eine

Geldbuße auferlegt bekam. Bei nächster Gelegenheit wählten sie ihn – wie die Menschen nun einmal sind – dann doch wieder zum Feldherrn. [II 65, 1-4]

Zwei Jahre und sechs Monate später starb Perikles. Jetzt zeigte sich, welchen Gewinn Athen aus der vorausschauende Besonnenheit dieses Mannes gezogen hatte, dem es immer wieder gelungen war, die Bürger auf die Wahrung und Stärkung des Gemeinwohls einzuschwören. Solange Perikles die Stadt lenkte, war sie nur dem Namen nach eine Volksherrschaft, in Wirklichkeit lag die Herrschaft allein in seinen Händen – und das gereichte der Stadt zum Wohle. [II 65, 2-9] Doch nach seinem Tod setzte sich wieder die alte Unsitte durch, dass sich viele darum bemühten, die Führungsposition einzunehmen. Um ihr Ziel zu erreichen, lieferten sie sich den Wünschen der Bürger aus, was manche unüberlegte und falsche Entscheidung zur Folge hatte. [II 65, 10] So kam es, dass immer mehr Städte auf dem Festland und auf vielen Inseln in die Kämpfe einbezogen wurden und dabei häufig auch die Seiten wechselten. Davon betroffen war auch die Insel Lesbos: [III 2]

Im vierten Kriegsjahr, – es war das Jahr, in dem der aus Rhodos stammende Athlet Dorieus in Olympia zum zweiten Mal als Sieger im Pankration ausgerufen wurde –, signalisierten die Bewohner der Stadt Mytilene auf Lesbos, dass sie das Bündnis mit den Athenern endgültig verlassen und sich Sparta und seinen Bundesgenossen anschließen wollten. Da die Spartaner und ihre Verbündeten zur Teilnahme am großen Fest (*Panegyris*) in Olympia weilten, luden sie die Gesandten dorthin ein, um nach Beendigung des Festes in Verhandlungen mit ihnen einzutreten. [III 8]

Als dieser Augenblick gekommen war, wandte sich der Sprecher der Gesandtschaft aus Mytilene mit folgenden Worten an die Spartaner und ihre Partner: [III 9-12]

SPRECHER DER GESANDTSCHAFT AUS MYTILENE

Es ist uns bewusst, dass man uns als Abtrünnige verachten wird. Das ist aber nur dann berechtigt, wenn für die Abkehr von dem Verbündeten kein überzeugender Grund vorliegt. Ein solcher Grund liegt aber vor: In unserem Bündnis mit Athen haben wir keine Wertschätzung erfahren, man hat uns kein Vertrauen geschenkt. Wir mussten erleben, wie Athen seine Verbündeten einen nach dem anderen zu abhängigen Untertanen machte, indem sie ihnen die Unabhängigkeit und Freiheit nahm.

THUKYDIDES

So sprachen die Mytilener und wurden in den Kreis der spartanischen Bundesgenossen aufgenommen.

Der „Melierdialog“

THUKYDIDES [V 84-116 in Auszügen]

Im 16. Kriegsjahr entsandten die Athener einen Flottenverband bestehend aus 30 eigenen und 8 von den verbündeten Chios und Lesbos gestellten Schiffen zur Insel Melos. An Bord hatten sie insgesamt 2700 schwerbewaffnete Hopliten, 320 Bogenschützen, darunter 20 Berittene. Als eine von Sparta gegründete Stadt wollte sich Melos nicht dem Druck der Athener beugen, deren Bündnis beizutreten. Sie wollten gegenüber beiden Kriegsparteien Neutralität wahren. Die Athener ließen ihre gesamte Heeresmacht an Land gehen, sahen aber zunächst von Kampfhandlungen ab. Sie schickten Gesandte zu Verhandlungen in die Stadt. Die Melier beriefen keine Volksversammlung ein, sondern beschränkten ihrerseits die Teilnehmer auf den überschaubaren Kreis der gewählten Ratsmitglieder. Die athenischen Gesandten ließen sich darauf ein und schlugen vor, dass statt langer Reden der Meinungs-austausch in Dialogform geführt werden solle.

MELISCHER RATSHERR

Wir finden es sehr anständig von euch, dass ihr ein Gespräch anstrebt, in dem wir unsere Ansichten in aller Ruhe austauschen. Doch mit dieser von euch vorgeschlagenen Atmosphäre ist es völlig unvereinbar, dass ihr unsere Insel mit eurer zum Krieg bereiten Heeresmacht besetzt habt. Wie auch immer unser Gespräch endet, werden wir Schaden nehmen: Wenn wir mit besseren Argumenten und dem Recht auf unserer Seite nicht nachgeben, wird es zum Krieg kommen, gehen wir aber auf eure Forderung ein, führt uns das in die Knechtschaft.

THUKYDIDES

Diesen Einwand der Melier wiesen die Athener mit schonungsloser Offenheit zurück:

GESANDTER ATHENS

Wenn ihr unsere Zusammenkunft dazu nutzen wollt, Vermutungen über den möglichen Ausgang anzustellen, statt über die Rettung eurer Stadt zu beraten, dann können wir an dieser Stelle gleich abbrechen. Glaubt nicht, ihr könntet uns beeindrucken, indem ihr darauf hinweist, dass ihr den Spartanern keine Heeresfolge geleistet habt, obwohl ihr deren Abkömmlinge seid; ebenso verfehlt wäre der Hinweis darauf, dass ihr euch nicht gegen uns gestellt habt. Versucht das für euch Mögliche zu erreichen und bedenkt dabei: Eine Berufung auf Recht und Gerechtigkeit kann es nur bei Verhandlungen unter Gleichstarken geben. Sind die Machtverhältnisse jedoch – wie es hier der Fall ist – ungleich verteilt, gibt der Stärkere das Ergebnis vor, das der Schwächere dann hinzunehmen hat.

THUKYDIDES

Die Melier gaben den Athenern daraufhin zu bedenken, dass sie mit ihrer Einstellung, wonach das Handeln zugunsten des eigenen Vorteils mehr Gewicht habe als die Achtung des Menschenrechtes, besser daran täten, das Wohlergehen beider Seiten im Blick zu haben: Auch sie selbst können ja einmal einem Stärkeren unterlegen sein und dadurch in schwere Bedrängnis geraten, weil ihr Widersacher einzig seine Machtposition zur Verhandlungsgrundlage macht. – Aber auch dieses Argument ließen die Athener nicht gelten:

GESANDTER ATHENS

Überlasst es uns, wie wir uns verhalten würden, das steht hier nicht zur Debatte. Wir wiederholen noch einmal unseren Standpunkt: Wir sind hier, um unseren Machtbereich zu erweitern und durch unser Gespräch den Weg zu ebnen, dass eure Stadt unversehrt bleibt, indem wir die Herrschaft kampflos übernehmen. Von einer solchen Lösung würden beiden profitieren.

MELISCHER RATSHERR

Warum könnt ihr nicht akzeptieren, dass alles so bleibt wie es ist: Wir gehen weder mit den Spartanern noch mit euch ein Bündnis ein, bleiben euch aber freundschaftlich gesonnen. Welchen Vorteil könnte uns der von euch eingeforderte Verzicht auf unsere Freiheit bringen? Und welchen besonderen Nutzen hat diese Lösung für euch?

GESANDTER ATHENS

Natürlich ist es für uns von Nutzen, wenn ihr euch freiwillig fügt, weil uns dann ein Kampf erspart bleibt. Was aber euren Vorteil betrifft, nehmt zur Kenntnis: Wenn ihr euch nicht fügt, werden wir euch vollständig vernichten, ihr würdet das denkbar Schrecklichste zu erleiden haben.

THUKYDIDES

Die Melier ließen sich von dieser Drohung nicht einschüchtern und verwiesen darauf, dass im Krieg durchaus auch einmal der Schwächere einen stärkeren Gegner bezwingen könne, vorausgesetzt, er lässt nicht von vornherein jegliche Hoffnung fahren.

GESANDTER ATHENS

Hoffnung mag dem in Gefahr Geratenen als ein Rettungsanker erscheinen. Doch die aus Hoffnung erwachsene Zuversicht ist reine Selbsttäuschung. Sie verstellt den Blick auf die Realität, verkennt unsere Überlegenheit und verhindert wohlüberlegtes Handeln. In eurer Lage, in der ihr durch euer Verhalten auf eine sichere Niederlage zusteuert, solltet ihr alles nach menschlichem Ermessen

Erfolg Versprechende unternehmen, um die Katastrophe noch abzuwenden. Wir können euch nur abraten, in dieser Situation eure Hoffnungen auf Göttersprüche, Weissagungen und weitere obskure Ratgeber zu stützen, aus denen euch nur Unheil erwachsen wird.

THUKYDIDES

Die Melier räumten freimütig die militärische Überlegenheit der Athener ein, hoben aber hervor, dass sie gute Gründe hätten, auf den Beistand der Götter zu vertrauen, da sie sich, frei von jeder Schuld, gegen Unrecht stemmten. Genährt werde ihre Zuversicht darüber hinaus aus der Gewissheit, dass es für die Spartaner Ehrensache sein werde, ihnen Beistand zu leisten. Dem hielten die Athener entgegen, dass auch sie in der Gunst der Götter stünden:

GESANDTER ATHENS

Wir sind überzeugt, dass alles was wir von euch verlangen, im Einklang mit dem Göttlichen steht, weil es menschlicher Wesensart eingegeben ist, dass dem Mächtigen die Herrschaft zusteht. Das haben nicht wir uns ausgedacht, das ist seit eh und je so gültig. Mithin haben wir von den Göttern wohl nichts zu befürchten.

THUKYDIDES

So zog sich der Wortwechsel noch lange hin, ohne dass sich eine Einigung abzeichnete. Als die Athener merkten, dass die Melier ungeachtet aller Drohungen nicht bereit waren, sich ihnen zu unterwerfen, sondern stets aufs Neue ihre Neutralität beteuerten, brachen die Athener die Verhandlungen ab und begannen den Krieg. Sie errichteten eine Mauer rund um die ganze Stadt und ließen zu Land und zu Wasser eine Wache vor Ort. Einmal gelang es den Meliern der Belagerung zum Trotz, Nahrungsmittel in die Stadt zu holen. Daraufhin verstärkten die Athener die Bewachung. Dennoch gelang es den Meliern im darauffolgenden Winter erneut die Belagerung zu durchbrechen. Doch die Reaktion der Athener war zu heftig, und als noch Verrat ins Spiel kam, ergab sich Melos bedingungslos. Die Athener ließen keine Gnade walten. Sie töteten alle erwachsenen Männer, deren sie habhaft wurden. Die Frauen und Kinder verkauften sie in die Sklaverei. In dem von ihnen später neu gegründeten Ort siedelten sie 500 attische Bürger an.

Die „Sizilische Expedition“

THUKYDIDES [VI 26 in Auszügen]

Im 16. Kriegsjahr eskalierte auf Sizilien ein Streit zwischen den Städten Segesta und Selinunt, ausgelöst durch irgendwelche Ehestreitigkeiten und Gebietsansprüche. Dabei geriet Segesta in große Bedrängnis, als es Selinunt

gelang, die mächtige Stadt Syrakus als Verbündeten zu gewinnen. Zu Wasser und zu Lande war Segesta dieser Übermacht hoffnungslos unterlegen. Daher beschlossen sie, Gesandte mit einem Hilfesuch nach Athen zu schicken. Vor der Volksversammlung baten sie um die Entsendung eines Flottenverbandes, um mit der Unterstützung Athens zu verhindern, dass Syrakus mit seinen Verbündeten die Macht über ganz Sizilien gewinnt, um dann mit Sparta, ihren dorischen Stammesverwandten auf der Peloponnes, Athen zu entmachten. Dabei ließen sie nicht unerwähnt, dass Segesta über ausreichende Finanzen verfüge, um die Kriegskosten zu tragen.

Die Volksversammlung fasste den Beschluss, Gesandte mit dem Auftrag nach Segesta zu schicken, sich vor Ort ein Bild von der Kriegssituation zu verschaffen und die Bestände in der Staatskasse und in den Tresoren in den Heiligtümern zu überprüfen.

Die Gesandten kehrten im Frühjahr des folgenden Jahres zurück und erstatteten vor der Volksversammlung Bericht. Sie bestätigten die Angaben zu den stattlichen Vermögenswerten der Stadt Segesta und hatten auch sonst nur Positives vorzutragen – wohlwissend, dass sie dabei vielfach nicht die Wahrheit sagten. Als die mitgereisten Segestaner 60 Talente ungemünzten Silbers überreichen – eine Summe ausreichend als Monatssold für 60 Schiffe, fasste die Volksversammlung den Beschluss, dem Wunsch Segestas zu folgen und 60 Schiffe nach Sizilien zu entsenden. Als Feldherrn benannten sie Alkibiades, Sohn des Kleiniades; Nikias, Sohn des Nikeratos; sowie Lamachos, Sohn des Xenophanes. Ihr Auftrag lautete, Segesta im Kampf gegen Syrakus zu unterstützen. Im Übrigen war es ihnen freigestellt, wenn es der Kriegsverlauf zulasse, auf der Insel zu unternehmen, was auch immer Athen zum Vorteil gereiche.

Vier Tage nach dieser Entscheidung trat die Volksversammlung erneut zusammen, um die Ausrüstung der Flotte zu beschließen und den Feldherrn die Möglichkeit zu geben, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Nikias, der gegen seinen Willen zum Feldherrn bestimmt worden war und die Entscheidung für den Kriegszug für vorschnell und unüberlegt hielt, war überzeugt, dass man das Unternehmen verhindern müsse. Mit folgenden Worten rief er die Athener auf, ihren Beschluss zu überdenken:

NIKIAS [VI 9-14 in Auszügen]

Die für heute einberufene Versammlung dient dem Zweck, darüber zu entscheiden, mit welcher Ausrüstung unsere Flotte nach Sizilien auslaufen soll. Ich allerdings halte es für geboten, dass wir, statt über die Ausstattung der Flotte zu diskutieren, noch einmal gründlich überdenken sollten, ob wir uns wirklich in

einen Krieg einmischen wollen, der uns eigentlich gar nicht berührt, weil er zwischen Fremden ausgetragen wird. Nicht dass ihr etwa glaubt, ich rate vom Krieg ab, weil ich um mein Leben besorgt bin – was im übrigen nicht verwerflich wäre, denn gerade der ist ein guter Bürger, der den Erhalt seines Lebens und seines Besitzes bedenkt, denn gerade der ist auch um den Bestand und Erhalt seiner Stadt besorgt. Ich möchte euch die Konsequenzen einer Ausweitung des Krieges auf ein in der Ferne gelegenes Land aufzeigen. Schon jetzt haben wir es in unserer Heimat mit vielen Feinden zu tun. Wenn wir unsere Streitmacht durch die Entsendung eines starken Heeres- und Flottenkontingents nach Sizilien dezimieren, werden unsere hiesigen Gegner nicht zögern, uns erneut anzugreifen, und dies um so mehr, wenn wir in Sizilien nicht den erwünschten Erfolg erzielen. Und glaubt nicht, dass uns aus einem Erfolg in Sizilien in der Heimat ein Vorteil erwächst. Soll unsere durch einen Sieg errungene Herrschaft über Sizilien von Dauer sein, müssen wir dort auch dauerhaft präsent sein. Es zeugt von Unvernunft, einen auf Machtausdehnung angelegten Krieg zu führen, wenn man die Besiegten anschließend nicht unter Kontrolle halten kann.

Es gibt einen weiteren Grund, der mich veranlasst, euch zum Überdenken des Kriegsbeschlusses zu bewegen: Da gibt es einen, der sich, obwohl er dafür noch zu jung ist, von euch aus purem Eigennutz nur allzu gern in das Amt eines Feldherrn hat wählen lassen. Dafür hat er großen Aufwand getrieben, so hat er sich bestaunen lassen für seine zahlreichen Rosse. Ihm geht es nur darum, aus seinem Amt Gewinn zu ziehen.

Mir wird angst und bange, wenn ich ihn da sitzen sehe, wie er von seinen Anhängern angespornt wird. Deshalb rufe ich euch Älteren zu, habt den Mut, gegen den Krieg zu stimmen. Euch Mitgliedern der Prytanie, deren Pflicht als Stadträte es ist, für das Wohlergehen der Stadt Sorge zu tragen, sage ich, bringt meinen Antrag zur Abstimmung, auch wenn eine Wiederholung der Abstimmung gegen die Gesetze verstößt. Bitte folgt meinem Rat, um Übel von unserer Stadt abzuwenden. Handelt für unsere Stadt wie ein Arzt für seine Patienten.

THUKYDIDES [VI 15]

Für seine Rede erhielt Nikias nur geringe Zustimmung. Die meisten Wortmeldungen plädierten für den Kriegszug.

Besonders eifrig warb Alkibiades für den Krieg. Natürlich fühlte er sich – auch wenn er nicht namentlich genannt wurde – von Nikias bloßgestellt. Vor allem aber trieb ihn der Ehrgeiz durch die Eroberung von Sizilien, für sich persönlich

Geld und Ruhm zu erwerben. So setzte er zu einer leidenschaftlich vorgetragenen Rede an.

ALKIBIADES [VI 16-17 in Auszügen]

Athener! Ihr habt mich zu einem der Feldherren ernannt. Nichts lässt mich zweifeln, dass ich dieses Amtes würdig bin. Mein hoher Bekanntheitsgrad gereicht mir und meinen Vorfahren zum Ruhm, unserer Stadt aber bringt er darüber hinaus hohen Nutzen. Ich erinnere nur an mein glanzvolles Auftreten im vergangenen Jahr in Olympia. Die damals anwesenden Festbesucher waren im Glauben, Athen sei eine durch den Krieg am Boden liegende Stadt. Doch dann hatte ich meinen Auftritt. Ich schickte sieben Gespanne ins Wagenrennen, so viele wie niemand zuvor. Nicht nur das. Ich wurde Sieger, belegte darüber hinaus auch den zweiten und den vierten Platz und habe diese Erfolge vor Ort auch in gebührender Weise gefeiert. Nachdem mich Nikias zuvor deswegen so heftig getadelt hat, möchte ich folgendes hinzufügen: Normalerweise erfährt man für einen solchen Erfolg Verehrung, zumal mein Auftritt ja auch von unseren Gegnern als Beleg der Stärke und Macht wahrgenommen wird und unserer Stadt daher nur Vorteile einbringt. Dass ich dadurch bei einigen auch Neid wecke, ist nun einmal das Schicksal von Männern, die Großes leisten.

Ein Wort auch zu dem Vorwurf, ich sei zu jung und zu stürmisch: Aus der Verbindung der Kraft meiner Jugend und der reichen Erfahrung des älteren Nikias werden wir Gewinn ziehen. Gehen Jugend und Alter getrennte Wege, bleiben beide erfolglos. Durch unser gemeinsames Wirken garantieren wir den Erhalt unseres Staates.

THUKYDIDES [VI 19 – 87 in Auszügen]

Mit seinen Worten zog Alkibiades die Athener ganz auf seine Seite. Sie waren regelrecht versessen auf den zügigen Beginn des Krieges. Auch als Nikias mit einem letzten Versuch, dies abzuwenden, ihnen die immensen Kosten einer Erfolg versprechenden Ausstattung des Heeres und der Flotte darlegte, bewirkte er keinen Sinneswandel. Die einen hofften auf reiche Beute, andere freuten sich, auf diesem Wege fremde Länder kennenzulernen. Ohne Alkibiades, der wegen eines Frevels seines Amtes enthoben wurde, brachen die Athener im Winter nach Sizilien auf. Der Krieg zog sich über zwei Jahre hin. Mehrfach sahen sich die Athener genötigt, Verluste durch Verstärkung aus der Heimat auszugleichen. Die Niederlage Athens war besiegelt, als ihre Flotte vor Syrakus vollständig vernichtet wurde und die verbliebenen Fußsoldaten in Gefangenschaft gerieten. Die Feldherren, auch Nikias, wurden getötet, die Gefangenen, sofern sie nicht elendlich verstorben sind, in die Sklaverei verkauft.

[VIII 1, 1-4]: Als sich die Nachricht von der vollständigen Niederlage in Athen verbreitete, wollten es die Bürger, selbst als sie es von den wenigen heimgekehrten Soldaten hörten, zunächst nicht glauben, dass ihre gesamte Streitmacht vernichtet war. Als es dann aber keine Zweifel mehr gab, erhoben sie gegen die Wortführer, die zum Krieg geraten hatten, schwere Vorwürfe – als hätten sie nicht selbst begeistert für den Krieg gestimmt. Ihr Zorn richtete sich auch gegen die Orakelpriester und Weissager die ihnen Hoffnung auf einen Sieg verkündet hatten. – Kaum eine Familie, die nicht den Tod eines Angehörigen zu beklagen hatte. Angst und Entsetzen erfüllte sie, weil sie einem zu befürchtenden Angriff ihrer Feinde wehrlos ausgeliefert waren. Und so beschlossenen sie, alles verfügbare Geld für die Wiederaufrüstung zu verwenden.

Kerkyra 427 v.Chr. – Brutalität und Verrohung des Krieges

THUKYDIDES

Das fünfte Kriegsjahr führte in vielen Städten zu einem Zerwürfnis zwischen der Bürgerschaft, die sich für die Unterstützung Athens mit seiner demokratischen Verfassung aussprach, und der aristokratischen Führungsschicht, die sich für ein Bündnis mit dem oligarchischen Staatswesen Spartas einsetzte. Die Wesensart der menschlichen Natur zeigte sich von ihrer dunkelsten Seite: Wenn Frieden herrscht und Wohlstand, ist die Sinnesart der Menschen von Besonnenheit geprägt, weil sie von keinerlei Zwang oder Ausweglosigkeit bedrängt sind. Der Krieg aber, der das Wohlbefinden des Alltagslebens zunichtemacht, ist ein gewalttätiger Lehrmeister: Er verleitet die Menschen zu hemmungslosem Handeln im Affekt. Die überkommenen Tugenden verlieren ihre wahre Bedeutung und werden in ihr Gegenteil verwandelt. – Als Nachweis von Tapferkeit gilt nun unbedachtes, dreistverwegenes Handeln. – Abwägendes Überdenken der Folgen einer Handlung wird als Feigheit verschrien. – Bescheidene Zurückhaltung wird als Verweichlichung und eines Mannes unwürdige Feigheit verachtet. – Ohne jedwede Scheu wurden die von den Menschen erlassenen Gesetze wie auch die von den Göttern gesetzten Normen verleugnet. – Geleitet von Herrschsucht und Machtstreben, ungezügelter Habgier und hemmungslosem Eigennutz wird das Handeln von niedersten menschlichen Instinkten und Trieben bestimmt. So bewirken die Bürgerkriege unter den Griechen einen vollständigen Verfall der Sitten. Dem fallen auch die Tugenden der Gutherzigkeit und Rücksichtnahme zum Opfer. Wer sich dieser edlen Gesinnung verschreibt, sieht sich Hohn und Spott ausgeliefert. [III 82 1-8]

Nirgendwo tobten die zu einem Bürgerkrieg entarteten Parteikämpfe mit solcher Brutalität wie auf der Insel Kerkyra. Der Tod zeigte sich auf vielfältige Weise,

Unvorstellbares geschah [III 81 , 4]; Väter töteten ihre Söhne [III 81, 5]; das Asylrecht der Heiligtümer wurde hemmungslos missachtet: [III 81, 5]: Schutzsuchende wurden von den Altären fortgerissen oder sogar am Altar gemeuchelt; andere wurden im Heiligtum eingemauert und dem Hungertod ausgeliefert.

So geschieht es in diesem Krieg und so wird es auch in Zukunft immer wieder sein, solange der Mensch sich in seinem Wesen nicht grundlegend verändert [III 82, 2].

Vorgetragen wurde diese Textkompilation von den Schauspielern Bernhard Stengele und Georg Zeies am Abend des 12. April 2022 im Rahmen des Würzburger DAV-Kongresses. Eine Wiederholung in der Gemäldegalerie des Martin-von-Wagner-Museums ist – mit einer Einführung von Ulrich Sinn – auf dem Youtube-Kanal des DAV unter dem Link <https://www.youtube.com/watch?v=T8BKGub2gw8> als Video abrufbar.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Ein neuer Kommentar zur *Ersten Ekloge* des Calpurnius Siculus.

Anne-Elisabeth **Beron**: *Calpurnius Siculus. Erste Ekloge. Einleitung, Edition, Übersetzung und Kommentar (Palingenesia 124)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021, 346 S., EUR 60,00, ISBN: 978-3-515-12843-8.

Wenn ein Doktorand seinen ehemaligen akademischen Lehrern im Vorwort dafür dankt, dass die damit Geehrten ihn „das philologische Handwerk gelehrt“ hätten, wie dies Anne-Elisabeth Beron gegenüber Severin Koster und Wolfgang Srb gegenüber tut (S. 7), stellt diese verbale Verbeugung immer auch ein gewisses Risiko für alle Beteiligten dar. Im vorliegenden Falle allerdings dürfen Koster und Srb sich im Nachhinein noch einmal kräftig auf die Schultern klopfen, denn Anne-Elisabeth Beron präsentiert sich in ihrer Dissertationsschrift als Philologin durch und durch, sodass man den Thesaurus Linguae Latinae – und mit ihm die gesamte Altphilologie – zur Akquise einer solchen Mitarbeiterin nur beglückwünschen kann.

Deutlich wird diese Qualifikation insbesondere an einer unverkennbaren Steigerung innerhalb der Arbeit: Die Einleitung umreißt Fragen zu Leben, Werk, Datierung, Sprache, Metrik, Gattung und Rezeption in gründlicher und fleißiger Auseinandersetzung mit der vorgängigen Forschung und positioniert sich dabei jeweils äußerst konservativ, indem Beron bei der Extrapolation biographischer Daten aus den Eklogen ebenso große Zurückhaltung wahrt wie bei der Frage nach der Autorschaft der *Laus Pisonis*, die bekannte Gliederung der Eklogen in panegyrische (ecl. 1, 4, 7) und im engeren Sinne bukolische Gedichte (2, 3, 5, 6) wiederholt, energisch die *communis opinio* einer Datierung des Calpurnius in nderonische Zeit vertritt, worauf auch die sprachliche und metrische Analyse abgestimmt ist, bevor eine ausführliche Einordnung in die literarische Epoche sowie die Gattungstradition und ein sehr knappes Kapitel zum Nachleben diesen Teil der Einleitung beschließen.

Gründlich informiert wird der Leser im Anschluss daran auch über die Überlieferungs- und Editions-geschichte, wobei Beron ihr eigenes Vorhaben geschickt präsentiert und von den vorgängigen Ausgaben abgrenzt. Gerade der erstmalige Abdruck der Glossen bietet interessante Einblicke in die Geschichte des Textes und seiner Rezeption, die Beron allerdings nicht selbst nutzt, sondern offenbar lediglich kommenden Forschern zur Verfügung stellen möchte; die Neuerungen in der Textkonstitution gegenüber den beiden Ausgaben, mit den Beron ihre eigene vergleicht (S. 96), sind dagegen marginal: Lediglich die Lesart *mittat* in 1,79 kann als wirkliche Innovation gelten. Der von Beron betriebene Aufwand beim Sichten der Handschriften schlägt sich auf diese Art und Weise

also in erster Linie im Apparat nieder, der ebenso wie das entsprechende Einleitungskapitel eine intensive und kenntnisreiche Auseinandersetzung mit der Überlieferung dokumentiert, aber an einem grundsätzlichen methodischen Problem krankt, das Beron ehrlicherweise auch selbst benennt, wenn sie immer wieder betont, „dass eine Neuauswertung aller *Eklogen* des Calpurnius und des Nemesian nötig wäre“ (S. 83), um ihre auf der Grundlage einer Kollation lediglich des Textes der ersten Ekloge erhobenen und damit automatisch äußerst vorläufigen Ergebnisse wissenschaftlich abzusichern.

Während die textkritische Arbeit Berons ihren Zweck also ausschließlich im Rahmen der Qualifikationsschrift erfüllt, indem sie zweifelsfrei nachweist, dass die Promovierte „das philologische Handwerkszeug“ beherrscht, als Beitrag zur Forschung aber aufgrund der verfehlten Versuchsanordnung beinahe wertlos ist, verhält es sich bei der Übersetzung genau umgekehrt: Als Königsdisziplin der Interpretation ist diese bekanntlich auf jeder Ebene der Auseinandersetzung mit einem Text vom Schulunterricht bis hin zur wissenschaftlichen Erschließung von zentraler Bedeutung – aber Berons Stärke ist das Übersetzen nun einmal erkennbar nicht. Ein Satz wie der folgende: „Ihr, o ihr besonders, freut euch, der Wälder Bewohner, ihr, meine Völker, freut euch: Obgleich umherschweift ein jedes Tier, wobei sorglos der Hüter ist, und des Nachts der Hirte nicht verschließen will die Stallungen mit Hürde aus Eschenholz, dennoch wird nicht einen Anschlag der Räuber den Ställen bereiten – nicht einen – oder wegtreiben das Vieh, nachdem er gelockert die Halfter“ (S. 111) ist nicht nur wesentlich schwerer zu verstehen als das calpurnische Original (1,36-41), sondern überschreitet im Ringen um eine gewollt poetische Diktion, der sich selbst ein Johann Heinrich Voß wohl zumindest nicht derart hemmungslos hingegeben hätte, auch die Grenzen dessen, was die deutsche Grammatik etwa hinsichtlich der Stellung des Prädikats im Aussagesatz gestattet.

Dass Beron jeglicher poetischer Elan abgeht und ihre Diktion durchgängig ein zwar auf den ersten Blick lediglich uninspiriertes, auf den zweiten aber im besten Sinne pedantisches Bemühen um jedes zunächst einmal noch so unbedeutend erscheinende Detail atmet, entpuppt sich im letzten und entscheidenden Teil ihrer Arbeit, einem klassischen Zeilenkommentar, der das keine hundert Verse umfassende Gedicht auf beinahe zweihundert Seiten erläutert, als entscheidende Stärke ihrer Arbeit. Zwar wiederholt Beron einige ihrer zentralen Thesen – insbesondere die Darstellung Neros als „Über-Augustus“ (S. 223, vgl. auch S. 210, 217f., 228f., 234 u.ö.) sowie als „Anti-Claudius“ (S. 223, vgl. auch S. 213, 221, 225, 228f., 231, 240, 242, 248 u.ö.) – geradezu mantraartig, doch im Rahmen eines Kommentars, der ja auch in Form einer Lektüre einzelner Lemmata rezipiert wird, ist diese Art der Repetition nicht nur gerechtfertigt, sondern erneut ein Beleg für Berons Gründlichkeit, die dem Leser sämtliche Informationen dort

bietet, wo er sie möglicherweise brauchen könnte. Die Entscheidung für diese Redundanzen (und gegen zahllose Querverweise innerhalb des Kommentars) macht Berons Buch zwar etwas umfangreicher, dafür aber auch entschieden benutzerfreundlicher.

Bei der Kommentierung geht Beron in aller Regel lobenswerterweise vom Text selbst aus – mindestens die Hälfte ihrer Verweise entfällt auf Wörterbücher und Grammatiken (ThLL, OLD, Walde-Hofmann, LSJ, KSt, LHS etc.). Daneben aber werden auch sämtliche Forschungsdiskussionen verhandelt: Von der Textkritik (vgl. v.a. S. 265-268 zum bereits erwähnten *mittat*) über historische Hintergründe (vgl. z.B. S. 208-210 zu *maternis causam qui vicit Iulis*) bis hin zu Belangen der Intertextualität (vgl. z.B. S. 133-136) gibt es kaum eine Frage, die von Beron nicht an den Text herangetragen und dann auch umsichtig – meist aber auch eher vorsichtig-zurückhaltend – beantwortet wird. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, wenn nach Berons Meinung in 1,35 „*fatis*, eine Konjektur von Vlitius, zweifelsohne korrekt ist“ (S. 189) und damit jegliche weitere Diskussion für obsolet erklärt wird, oder die vermeintlichen Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Corydon und Ornytus, den beiden Hirten der bukolischen Rahmenpartie, etwas zu wörtlich dem Text entnommen werden (S. 129).

Ein gesonderter Kritikpunkt sei in diesem Zusammenhang noch der Kommentierung der beiden umstrittenen Verse 1,87f. gewidmet, zu denen Beron zunächst optimistisch verkündet: „Der Sinn [...] erscheint dunkel“ (S. 286) – jeder Leser des Kommentars erwartet nun natürlich, dass Beron die scheinbare Dunkelheit der Verse auf- und diese im Folgenden luzide erklären wird. Stattdessen zeigt die Kommentierung noch einmal *in nuce* die Stärken und Schwächen von Berons Arbeit. Übersichtlich und klar gegliedert wird die Forschungsdiskussion wiedergegeben (S. 287-289), bevor sich Beron der zuletzt präsentierten Meinung – erweitert um den nur halb ausgeführten und letztlich auch nicht wirklich überzeugenden Zusatz einer Identifikation der *penates* (1,87) mit den vergöttlichten Principes vor Nero – anschließt (S. 289f.), woraus sich folgende Übersetzung der fraglichen Verse *nec prius ex meritis defunctos Roma penates / censeat* (1,87f.) ergibt: „und so dass Rom nicht glaubt, dass früher aufgrund ihrer Verdienste die Toten Penaten waren“ (S. 289, vgl. auch S. 117) – eine Formulierung, aus der wahrscheinlich kaum ein Leser entnehmen kann, was die Stelle nach Ausweis von Berons Kommentar angeblich sagen will.

Dennoch ist grundsätzlich festzuhalten, dass die vorliegende Arbeit nicht nur einen Text erschließt, der lange zu Unrecht als künstlerisch minderwertige Panegyrik eines unselbständigen Epigonen diffamiert wurde, dessen reflektierte und innovative Selbstverortung innerhalb der Gattungstradition Beron aber an zahlreichen Stellen nachweisen kann (vgl. z.B. S. 122). Dass die editorische

Arbeit infolge der Beschränkung auf eine einzige Ekloge von vornherein auf tönernen Füßen steht und dass sich die Übersetzung nicht zuletzt aufgrund eines verfehlten pseudopoetischen Stilideals als beinahe ungenießbar erweist, kann die Verdienste des grundsoliden Kommentars nur bedingt schmälern – die weitere Forschung zu Calpurnius wird Berons geglückte Zusammenführung von eigener insbesondere sprachlicher Analyse und ebenso gründlich studierten wie übersichtlich aufbereiteten Forschungsergebnissen nicht ignorieren können.

Heiko Ullrich (Bruchsal)

Eine kritische Revision der *persona*-Theorie in Bezug auf Martials Epigramme

Walter *Kißel*: *Personen und persona in den Epigrammen Martials (Palingenesia 132)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2021, 346 S., EUR 60,00, ISBN: 978-3-515-13128-5.

Wer sich die in mindestens doppelter Hinsicht einseitige Einleitung der vorliegenden Untersuchung zu Gemüte führt, weiß zwar inhaltlich nur ungefähr, worum es dem Verfasser geht (um die kritische Überprüfung der Decknamen- und *persona*-Theorie in Bezug auf Martial eben), aber dafür umso genauer, welcher Stil die folgenden Ausführungen prägen wird: Beide – natürlich in engem Zusammenhang stehende – Theorien sind nach Ausweis dieses kaum eine Druckseite füllenden Vorworts nämlich „von der Forschung überwiegend nur postuliert und höchstens ansatzweise oder aber gar nicht durch eine wie immer geartete Beweisführung abgesichert worden“ (S. 7).

Und der Leser tut gut daran, sich an derart überspitzte Zusammenfassungen der vorgängigen Forschung rechtzeitig zu gewöhnen, denn Kißel, der sich sein akademisches Leben lang mit den satirischen Gattungen der römischen Antike befasst hat, ist im Grunde seines Herzens selbst ein Satiriker, der es erkennbar bedauert, in unseren verweichlichten Zeiten leben zu müssen: Bereits zu Beginn seiner Abhandlung begeistert er sich für die „Scharfzüngigkeit des römischen Humors“ (S. 12), obgleich (oder gerade weil) er „dem guten Geschmack wie auch weitherziger Toleranz nach modernem Empfinden häufig zuwider[laufe]“ (S. 16 Anm. 16), und wenn er konstatiert, dass Martial „tatsächlich kaum je die Grenzen des bekanntermaßen rüden römischen Witzes“ überschreite, ist seine eigene Beschreibung dieses Humors erkennbar nicht als Verurteilung zu verstehen: „Dieser gestaltet sich hinsichtlich körperlicher Anomalien und Gebrechen als nachgerade grausam; und auch im Bereich sexueller Anzüglichkeiten geht er weit über das von der Moderne tolerierte Maß hinaus, so daß die Forschung Gefahr läuft, mit dem Urteil der Bosheit bzw. Böswilligkeit vorschnell bei der Hand zu sein“ (S. 144).

Dass Kißel insbesondere die von W.S. Anderson zur Interpretation der Satiren des Juvenal entwickelte *persona*-Theorie ein Dorn im Auge ist, versteht sich vor diesem Hintergrund von selbst: Seiner Meinung nach nimmt selbst in der von Anderson als Parallele angeführten Renaissance-Satire „der Satiriker [...] die durch Gattungskonvention vorgegebene Position des strengen, auch unbequemen Mahners und Warners ein“ (S. 158); der moderne Philologe dagegen vertrete die *persona*-Theorie ausschließlich aufgrund eines fragwürdigen Harmoniebedürfnisses: „Dahinter steht letztlich das Bemühen, den chauvinistischen,

homophoben, misogynen Autor mit einer auf *political correctness* fixierten Gegenwart zu versöhnen“ (S. 158 Anm. 634).

Immerhin wird der Leser nach Kibels knappem Vorwort noch über „Problemstellung, Ziel der Arbeit“ informiert (S. 11-14); der Verfasser skizziert die Position der Decknamentheorie und weist auf die fehlende Eindeutigkeit des vermeintlichen Kronzeugen dieser Theorie (Mart. 1, epist. 1-5) hin, problematisiert die Einteilung nach lobend erwähnten oder in respektvoller Weise kritisierten Personen, an deren Nennung durch Klarnamen kaum gezweifelt wird, auf der einen und unter Pseudonymen verspotteten oder gänzlich fiktiven Opfern skoptischer Epigramme auf der anderen Seite und erklärt abschließend die inhaltliche Kohärenz (oder zumindest eine gewisse Widerspruchsfreiheit innerhalb) der mit einem einzigen Namen benannten Figuren zur entscheidenden Widerlegung der Decknamentheorie.

Das folgende Vorgehen wird dann dadurch skizziert, dass Kibel die von Martial erwähnten Personen in Kataloge einteilt; die Lemmata sollen den Namen, die den Epigrammen zu entnehmenden Informationen zur Person sowie ggf. Testimonien außerhalb der Epigramme enthalten (ebd.). Wie rechtfertigungsbedürftig ein solches Vorgehen ist, scheint Kibel immerhin selbst klargeworden zu sein: „Es war hier nicht beabsichtigt, in größerem Umfang einschlägige Testimonien zu sammeln und so gewissermaßen die Artikel von RE und PIR zu reproduzieren; noch war an die Abfassung einer Prosopographia Martialiana gedacht: Eine solche steht ja dem interessierten Benutzer mittlerweile in Gestalt der ähnlich wie die folgenden Kataloge aufgebauten Werke von Moreno Soldevila u.a. (2019) zur Verfügung“ (S. 16 Anm. 18).

Dass hier (noch) nicht gesagt wird, was denn dann das Ziel der folgenden Untersuchung ist bzw. wie sie sich von der bereits vorliegenden Prosopographie unterscheiden soll, ist insofern äußerst bedenklich, als die Zusammenfassungen, in denen Kibel seine Kataloge auswertet, äußerst knapp ausfallen und der Löwenanteil der aufgewendeten Druckseiten sich von dem genannten Werk Rosario Moreno Soldevilas, Alberto Marina Castillos und Juan Fernández Valverdes auf den ersten Blick tatsächlich zunächst einmal nur darin unterscheidet, dass Kibel sich eben nicht der Vollständigkeit verpflichtet sieht, die die Prosopographie auszeichnet. Auf den zweiten Blick allerdings wird deutlich, was sich Kibel von dem gewählten Aufbau verspricht: Denn offensichtlich bietet dieser die Gelegenheit, in den Fußnoten die zahllosen Fehlinterpretationen der sämtlich unfähigen Fachkollegen ebenso hemmungslos wie genüsslich aufs Korn zu nehmen.

Diese präsentieren sich denn auch tatsächlich als „[g]änzlich abwegig“ (S. 11 Anm. 3 und passim) bzw. „[i]m Ansatz schon abwegig“ (S. 51 Anm. 213),

„[v]erfehlt“ (S. 30 Anm. 19 und passim) oder „[g]anz haltlos“ (S. 46 Anm. 184), sind „nicht nachzuvollziehen“ (S. 98 Anm. 419) oder zumindest „[g]anz unbegründet“ (S. 97 Anm. 413), haben den Text „völlig“ (S. 59 Anm. 246) bzw. „grundlegend mißverstanden“ (S. 107 Anm. 462), zeitigen „gänzlich indiskutable Auswirkungen auf das Verständnis“ (S. 97 Anm. 415), bleiben „[n]achgerade rätselhaft“ (S. 54 Anm. 229) oder können „nur befremden“ (S. 54 Anm. 230), operieren mit „durchweg verfehlten Assoziationen“ (S. 19 Anm. 35), gelangen „irrigerweise“ (S. 48 Anm. 193) oder „fälschlich“ (S. 49 Anm. 197) zu einem „erstaunliche[n] Urteil“ oder schlicht „zu gravierenden Fehleinschätzungen“ (S. 165 Anm. 660), „zu ganz unterschiedlichen und regelmäßig recht zweifelhaften Ergebnissen“ (S. 128 Anm. 551) oder „recht bemühten Spekulationen“ (S. 132 Anm. 568), bieten eine „eher schiefe Erklärung der Pointe“ (S. 107 Anm. 464) und werden von Kibel überhaupt „[n]ur der Kuriosität halber erwähnt“ (S. 39 Anm. 149).

Die eine Abhandlung „konstruiert [...] das ebenso phantasievolle wie abwegige Psychogramm“ einer Figur (S. 39 Anm. 39), die andere ist „ebenso unbrauchbar, weil gleichermaßen inhaltsleer wie fehlerhaft“ (S. 41 Anm. 156), hat den Sachverhalt „völlig verkannt“ (S. 43 Anm. 167), des dritten „Urteile [...] gehen an der Aussage des Gedichtes vorbei“ (S. 49 Anm. 197), des vierten „These [...] findet im Text nicht den geringsten Anhaltspunkt“ (S. 51 Anm. 208), die des fünften „wird [...] weder dem Kontext des Epigramms noch dem Wesen der Akteurin gerecht“ (S. 109 Anm. 473), die des sechsten bleibt „[o]hne Problembewußsein“ (S. 136 Anm. 582), „[o]hne Verständnis für die Leichtigkeit der Gattung“ (S. 138 Anm. 587) oder gar „ohne wirkliche Substanz“ (S. 188 Anm. 766) – mit einem Wort: „[...] nichts davon ist wirklich stichhaltig“ (S. 169 Anm. 683).

Nun mögen die bislang angeführten Formulierungen noch zum guten (?) Ton der wissenschaftlichen Debatte zu gehören, und abgesehen von der Häufigkeit ihres Auftretens bei Kibel wäre nichts weiter zu beanstanden, wenn nicht immer wieder auch der Versuch unternommen würde, die Verfasser missliebiger Ansätze auch persönlich zu diffamieren. Natürlich kann man eine Interpretation als „[g]rundfalsch“ einstufen (S. 59 Anm. 254), auch die apodiktische Einleitung einer Fußnote mit den Formulierungen „Mißlungen die Interpretation von“ (S. 182 Anm. 742) oder „Der mißlungene Versuch, dem Gedicht eine metapoetische Aussage abzutrotzen, bei“ (S. 75 Anm. 312) mag ab und an gerechtfertigt sein, selbst die an derselben Stelle positionierten Äußerungen „Unglaublich etwa der Roman, den [...] im Vorfeld von VI 27 ansiedeln möchte“ (S. 153 Anm. 630), oder „Abenteuerlich hier der interpretatorische Mißgriff von“ (S. 60 Anm. 254) kann man noch als – freilich harsche – Kritik auffassen.

Einleitende Worte wie „Penetrant das Bestreben von“ (S. 50 Anm. 204) oder „Recht naiv die Begründung von“ (S. 59 Anm. 249) dagegen werden der Leistung der Kollegenschaft wohl kaum noch gerecht, selbst wenn man von dieser nicht eben viel hält, wie Kißel immer wieder nachdrücklich dokumentiert, wenn er von der „Sucht der modernen Interpreten, in jedem Eigennamen eine raffinierte Konnotation aufzuspüren“ (S. 134 Anm. 573), spricht oder verallgemeinernd feststellt: „Wie so oft in der Martialphilologie, wird auch hier der Begriff ‚Spiel‘ als Passe-partout mißbraucht [...]“ (S. 128 Anm. 552). Problematischer noch ist, wie Kißel die persönliche Integrität der Kollegen gezielt in Frage stellt, indem er ihre Ausführungen als „geradezu verstörend“ (S. 134 Anm. 575) bezeichnet oder ihnen explizit eine „nachgerade obsessive[] Fixierung auf sexuelle Untertöne“ (S. 93 Anm. 391) unterstellt: „Wie auch sonst ist [...] hier ebenso schnell wie grundlos mit dem Stichwort *impurus* bei der Hand“ (S. 53 Anm. 226); „Wie [...] dann unter dieser Prämisse die Allgegenwart des Themas *os impurum* herbeiredet, ist schlechterdings obsessiv zu nennen“ (S. 124 Anm. 537).

Angesichts derartiger verbaler Entgleisungen tritt die eigentliche Leistung Kißels beinahe in den Hintergrund: Nachdem die von Martial genannten Personen in Form prosopographischer Kataloge abgehandelt worden sind, problematisiert Kißel endlich drei wesentliche Ansatzpunkte für die Annahme einer durchgängigen Verwendung von Pseudonymen: Das entscheidende Argument gegen die Annahme, Martial habe durchweg bewusst sprechende Namen eingesetzt, ist ebenso banal wie einleuchtend: „Der griechisch-römische Namensfundus, aus dem sich Martial bedient, besteht fast durchgehend aus sprechenden Namen“ (S. 133); im weiteren Verlauf weist Kißel zu Recht auf die wenig überzeugenden Ergebnisse dieses Ansatzes (S. 134-138) und auf die Fälle hin, wo Martial in Übereinstimmung mit der entsprechenden Empfehlung der Rhetorik „einen real oder mythologisch vorgegebenen Namen pointiert mit der gedanklichen Aussage eines Epigramms in Verbindung bringt“ (S. 140).

Dass Martials poetisches Programm dieser Praxis nicht widerspricht, kann Kißel in einer gleichwohl nicht ganz unangreifbaren (vgl. v.a. den etwas schiefen Vergleich mit Phaedrus, S. 142) Interpretation der bereits im Vorwort angesprochenen *praefatio* zum ersten Epigrammbuch sowie einiger weiterer einschlägiger Stellen wahrscheinlich machen (S. 141-149), bevor der Einwand einer Orientierung Martials an literarischen Vorbildern recht knapp mit dem Hinweis auf den Ausnahmecharakter auf diese Art und Weise entstandener Gedichte („zwei dichterische Fingerübungen“, S. 151) zurückgewiesen wird. Die abschließende Formulierung Kißels, es dürfe „nach dem bisher Ausgeführten ein grundsätzlicher Realitätsbezug von Personen, Namen und Geschehen in Martials Epigrammen incl. der Skoptika als gesichert gelten“ (S. 154) ist zwar letztlich doch eher Ausweis eines übersteigerten Selbstbewusstseins als einer realistischen

Einschätzung des in der vorgelegten Argumentation wirklich Erreichten – zum Nachdenken dürften Kißels Argumente den ein oder anderen unvoreingenommenen Leser aber wohl tatsächlich gebracht haben.

Das letzte Kapitel der Untersuchung, in der Kißel Widersprüche innerhalb der Selbstaussagen Martials zu erklären versucht, um so auch diesen den postulierten realen Kern zu erhalten, geht zwar von einer bequemen und dadurch natürlich nicht unproblematischen Voraussetzung aus („Die Beweislast für das Auftreten einer fiktionalen oder zumindest mit fiktionalen Elementen angereicherten *persona* liegt allzumal bei den Vertretern dieser These“, S. 161), rekonstruiert Vermögensverhältnisse, Wohnsituation, Finanzierungsbedarf, Geschenkpraxis, Kleidungsbedarf, Bewirtungen und den Klientenstatus Martials, später auch das Verhältnis zu Domitian, die Frage nach einer Anwaltstätigkeit des Dichters sowie nach seinem Familienstand ebenso kenntnisreich wie ausgewogen – fragwürdige Suggestionen in Ermangelung wirklicher Argumente wie im folgenden Fall bleiben die Ausnahme: „Mithin war Martial zur Zeit der Abfassung von II 91 und dem folgenden Dankgedicht II 92 verheiratet und durfte auch in der unmittelbaren Folgezeit seine Bereitschaft, Nachwuchs zu generieren, nicht durch eine mutwillige Scheidung aufkündigen: Sein Ausruf *valebis uxor* (II 92,3) ist entsprechend als Scherz, die einschlägige Begründung (v. 4 *non debet domini perire munus*) als gewollt komische Scheinlogik einzustufen“ (S. 197).

Wenn die vorliegende Rezension dem Umgang Kißels mit der von ihm so gründlich verachteten Kollegenschaft mehr Raum widmet als der präsentierten und durchaus bedenkenswerten These, stimmt dies leider letztlich auch mit der Gewichtung innerhalb der vorliegenden Publikation überein: Unübersehbar ist jedenfalls, dass die Beschimpfung des eigenen Berufsstandes im Verhältnis zu den im engeren Sinne fachwissenschaftlichen Ausführungen bei Kißel ungewöhnlich (und zumindest der unmaßgeblichen Meinung des Rezensenten zufolge auch unangemessen) viel Raum einnimmt. Seiner eigenen These hat Kißel damit gewiss einen Bärendienst erwiesen: Hätte der im März verstorbene W.S. Anderson Kißels Buch noch lesen können, hätte er gewiss sogleich geschlussfolgert, dass es sich bei Kißel nur um einen glühenden Verfechter seiner eigenen (also Andersons) *persona*-These handeln könne, der die Kritik an derselben in derart überzogene Tiraden gekleidet habe, um sich aller Welt gegenüber in aller Deutlichkeit als ‚unreliable narrator‘ zu präsentieren und so letztlich *ex negativo* zu bestätigen, dass kein einigermaßen toleranter und umgänglicher Mensch die Existenz einer solchen *persona* zumal in den satirischen Gattungen der antiken Literatur bezweifeln könne. Dass Anderson sich aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Punkt nicht nur bei Juvenal, sondern auch bei Walter Kißel grundlegend getäuscht hat bzw. hätte, macht Kißels Buch –

in seiner vorliegenden, den Verfasser durch eigenes Verschulden fortwährend in ein schlechtes Licht rückenden Form – zu einem tragischen Ereignis nicht nur für den nostalgischen Philologen, der sich die Schärfe antiker und rinascimentaler Auseinandersetzungen wohl vergeblich zurückwünscht, sondern auch für die (klassische) Philologie.

Dietmar Schmitz (Oberhausen)

Friedrich Maier, *Sophia. Morgenröte der Vernunft. Die Karriere der Philosophie. Ovid-Verlag Bad Driburg 2021. 168 S., 10 EURO (ISBN 978-3-938952-41-2).*

Friedrich Maier (M.), langjähriger Vorsitzender und inzwischen Ehrenvorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes, hat den fünften Band seines humanistischen Essayquintetts publiziert. Im Vordergrund steht der Wertbegriff *sophia*, der eng mit dem Philosophiebegriff in Zusammenhang steht. Gerade in unserer Zeit ist es wichtig, über Wertbegriffe und Wertvorstellungen nachzudenken und sie in den aktuellen Diskurs einzubringen. Der Autor stellt in dreizehn Essays die verschiedenen Facetten des Begriffs *sophia* vor. Bereits im Vorwort (4-6) erklärt M. die Gleichsetzung von *sophia* und Weisheit in Lehrbüchern und Lexika für „oberflächlich und unzureichend, da sie weder dem Sinnumfang noch der Rolle gerecht wird, die das Wort im Altgriechischen hat.“ (4). Im weiteren Verlauf des Vorworts weist er darauf hin, dass heutzutage Begriffe wie „Weisheit“ und „weise“ selten in der Alltagssprache vorkommen, sondern hauptsächlich in den Geisteswissenschaften. M. stellt Fragen, die er in den einzelnen Kapiteln zu beantworten versucht.

Dass der Autor den Begriff der *sophia* mit der Vernunft, vornehmlich aus philosophischer Sichtweise, in Verbindung bringt, geht schon aus dem Titel hervor. Maier orientiert sich bei seinen Ausführungen im Wesentlichen an chronologischen Gesichtspunkten, bei der Anordnung der Kapitel benutzt er eine Metapher, nämlich die des Tagesablaufs in Verbindung mit Wärme und Licht.

So nennt er den ersten Beitrag, in dem er von einem Zitat aus der Ilias (9, 411) des Homer ausgeht: *Lichtfunken im dämmernden Morgen – Handwerks-Kunst in Nautik und Musik* (7-10). Hier hat der Begriff noch keinen besonderen Rang, Homer spricht von einem Zimmermann, der sich „durch Wissen auf sein Handwerk versteht“ und sein Metier meisterlich handhabt (8). Auch Hesiod bringt den *sophia*-Begriff mit handwerklichen Tätigkeiten in Verbindung (Werke und Tage, 649), und zwar im Schiffsbau, während an der zweiten Stelle einem Kithara-Spieler „vielfältige *sophia*“ (Fr. 193 E) zugesprochen wird. Damit wird der Bereich der Kunst erreicht. Danach nennt M. zwei Stellen, die sich im Hermes-Hymnus finden. Alle Kapitel sind so strukturiert, dass die Textstellen genannt und interpretiert werden. Am Ende steht jeweils ein Fazit, so dass sich der Leser schnell über die vorgetragenen Erkenntnisse orientieren kann, wenn er nicht alle Kapitel vollständig durcharbeiten möchte. Wie es in den Opera im Ovid-Verlag üblich ist, werden zahlreiche visuelle Eindrücke, Werke der europäischen Malerei der Neuzeit, aber auch Mosaik aus der Antike, verwendet. Sie stehen in der Regel am Anfang eines jedes Kapitels. Die Seite 7 bietet den

Auftakt zum ersten Kapitel mit einem Bild von Juan Antonio Ribera, auf dem die Aurora zu sehen ist.

Es ist natürlich im Rahmen dieser Rezension nicht möglich, auf alle Kapitel näher einzugehen, aber ich möchte doch einen kurzen Überblick über verschiedene Details liefern. Im zweiten Kapitel (*Von Eos' Strahlen getroffen – von Klugheit zu Weisheit*, 11-22) geht M. auf die Bedeutungen von *sophia* bei den frühgriechischen Dichtern wie Archilochus, Alkman, Solon, Alkaios und Sappho sowie wie weiteren Dichtern ein. Der *sophos*-Begriff wird von den Lyrikern übernommen, geht auch in die Nähe der Rhetorik und erhält sogar eine negative Konnotation, weil mit dieser Fähigkeit auch Akte von Täuschungen möglich sind (20). Neben dem weiterhin positiven Bedeutungsgehalt kann *sophia* auch Verschlagenheit darstellen. Im dritten Kapitel (*Im grellen Licht des Vormittags – „Denkende Vernunft“*, 23-28) stehen mit Heraklit und Demokrit bedeutende griechische Philosophen im Fokus. Beim erst genannten Denker ist *sophia* „daran beteiligt, das oberste Wesen der Welt als Gott zu bestimmen“ (28), während nach Demokrit ihr Beitrag darin besteht, „eine Welt ohne Gott verständlich zu machen“ (ebenda).

In den sich daran anschließenden Kapiteln werden Aussagen zur *sophia* von griechischen Rednern, Sophisten und Philosophen wie Sokrates präsentiert (*Der Sonnenwagen in steilem Anstieg – Redekunst und Erkenntnisstreben*, 29-38) und die Darlegungen von Historikern wie Herodot und Thukydides analysiert (*Bei aufkommender Mittagshitze – Höhere Einsicht und eisiges Machtkalkül*, 39-52), in deren Werken sich sowohl positive als auch negative Seiten des *sophia*-Begriffs herauskristallisieren. Dass Klugheit nicht mit Weisheit identisch ist, wird im umfangreichen sechsten Kapitel deutlich (*Helios nahe dem Zenit – Klugheit ist nicht Weisheit*, 53-92), in dem die drei großen griechischen Tragiker zu Wort kommen. Das siebte Kapitel befasst sich hauptsächlich mit den Werken des Aristophanes (*In der Mittagshitze – Unzählige Klugköpfe im Theaterpublikum*, 93-106). Dieser Komödiendichter persifliert nicht nur Typen des öffentlichen und privaten Lebens, sondern sogar Götter. Im achten Kapitel (*Helios strahlend im Zentrum – Der Philosoph schaut die Sonne*, 107-116) widmet sich M. den Darlegungen Platons. Nach M. greift Platon den *sophos*-Begriff „in nahezu all seinen Bedeutungsnuancen und Sinnrichtungen auf, die er in der Literatur vor ihm erhalten hat“ (113). Diese werden vom griechischen Philosophen neu bewertet. M. nimmt den Leser an die Hand, indem er die bisher erörterten Bedeutungen des zentralen Begriffs seines Buchs kurz vorstellt (113-115). Für Platon ist ein bestandfähiges Staatsmodell nur unter hierarchischen Gesichtspunkten denkbar, Bildung spielt dabei eine wesentliche Rolle. Allerdings verweist M. zu Recht darauf, dass es sich bei Platons Staat um einen fiktiven Staat handelt, ein

Idealstaat, „dessen Realisierung Platon nicht bedachte“ (115). Platon sah im Philosophenkönig einen gottgleichen Konstrukteur, der erfindungsklug und weise ist. M. meint dazu: „Der *sophos*-Begriff ist hier demzufolge zu einer Höhe im Wertesystem aufgestiegen, die nie mehr erreicht werden sollte.“ (116).

Aristoteles darf natürlich nicht fehlen, ihm gilt das neunte Kapitel (*Über den Höhepunkt – Philosophie als zweckfreie Wissenschaft*, 117-122). Bei ihm spielt *sophia* nicht die überragende Rolle wie bei Platon, ja sie wird sogar durch Frömmigkeit ersetzt, die anderen drei klassischen Tugenden sind Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit (121). Für den Schüler Platons ist *sophia* „keine moralische Verhaltensform, sie ist methodisch aus der Praxis der bürgerlichen Existenz erworbenes Wissen“ (122).

Im zehnten Kapitel (*In der Nachmittagssonne – Der stoische Weise*, 123-130) wendet sich M. der stoischen, aber auch der epikureischen Perspektive zu. Während für die Stoiker der *sophos*-Begriff von großer Relevanz ist – sie halten sich für Weise –, spielt er für die Epikureer keine herausragende Rolle (129).

Das elfte Kapitel thematisiert die Rezeption griechischer Philosophie durch die Römer (*Helios neigt sich zum Abend – Griechische Weisheit auf römischem Boden*, 131-136). Insbesondere die stoische Sichtweise findet großen Anklang bei den „patriotischen Römern“ (135). In der Kaiserzeit wird die Freiheit des Einzelnen arg beschnitten, hier hat die epikureische Perspektive wieder eine Chance bei den Römern. M. erinnert an die Gärten, Parks und Luxusvillen reicher Römer, anschaulich überprüfbar in den Wandgemälden der Stadt Pompeji. Der griechische Begriff *sophia* wird von den Römern mit zwei Begriffen wiedergegeben: *sapientia* und *prudencia*. *Prudencia* kann nicht nur Klugheit und Schlauheit bedeuten, sondern auch Verschlagenheit. Maier sagt dazu: „So hat das Wort *sapientia* bei den Römern niemals die des griechischen Begriffs entfaltet“ (133). Der Hinweis auf das Leben von Seneca zeigt, dass *sophia* „als Kraft des Geistes und der Seele ohnmächtig gegenüber der blanken Macht und Willkür ist“ (136). Hier ist natürlich Nero gemeint, der nach seiner Machtergreifung die Untertanen grausam behandelt hat.

Im zwölften Kapitel (*Dem Abendrot entgegen – Die Weisheit der Menschenliebe*, 137-142) thematisiert M. das Verhältnis zwischen Seneca und den Christen und bietet Ausblicke auf Augustinus, Thomas von Aquin und Albertus Magnus.

Das letzte und dreizehnte Kapitel (*Im Glanz der aufgehenden Sterne – Die „Königin der Wissenschaft“*, 143-155), dem wieder ein Bild des spanischen Malers Juan Antonio Ribera vorgeschaltet ist (Allegorie der Nacht, S. 143), führt in die Neuzeit und sogar bis in die heutige Zeit. In Francis Bacon sieht M. einen Wendepunkt, insofern als der Blick vom Menschen wegführt und die „Dinge/res“

in das Interesse der Forschung lenkt (148). Hier beginnt praktisch die technologische Revolution. Themen wie Künstliche Intelligenz und digitales Zeitalter bleiben nicht ausgespart.

Am Ende finden die Leser das Kapitel: *Nachbetrachtung* (156-168); hierin gibt es weitere Bilder und Informationen zu Sokrates und Platon, zum Autor, Erläuterungen zum Bildprogramm, ein Bildnachweis und Literaturhinweise sowie ein Namens- und ein Begriffsverzeichnis.

Chronologisch durchforstet Maier die wichtigsten antiken Texte im Hinblick auf den Begriff *sophia*, grenzt ihn zu anderen Wertbegriffen ab und stellt die verschiedenen Bedeutungen des deutschen Komplementärbegriffs Weisheit vor. Er geht aber weit über die antiken Gedanken zur Weisheit hinaus und prüft punktuell die Relevanz des seiner Meinung wichtigsten Wertbegriffs bis in die heutige Zeit. In den klar gegliederten Beiträgen verzichtet Maier auf Fußnoten (Hinweise finden sich im Fließtext), der interessierte Leser findet im Literaturverzeichnis wichtige Publikationen zur Thematik.

Mit diesem Buch schließt sich ein Kreis, denn Maiers Überlegungen basieren auf Ergebnissen seiner Dissertation aus dem Jahre 1970, in der er den *sophos*-Begriff von Homer bis Euripides untersucht hat. En passant liefert der Autor eine Geschichte der antiken Philosophie mit Ausblicken bis in die Neuzeit. Wer sich mit Begriffen wie *sophia*, *sapientia*, *prudentia* usw. befassen will, dem sei die Lektüre dieses Opus empfohlen.

Bernhard Zimmermann (Freiburg i. Br.)

Ein Gräzist mit Leib und Seele – *in memoriam*

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang Kullmann (12.10.1927-4.4.2022).



Foto: Julian Sanchez Kullmann

Am 4. April 2022 verstarb Wolfgang Kullmann im 95. Lebensjahr. Der am 12. Oktober 1927 in Berlin-Spandau geborene Kullmann studierte Klassische Philologie, Philosophie und Ägyptologie an der Humboldt-Universität Berlin. 1952 wurde er in Tübingen promoviert (*Das Wirken der Götter in der Ilias*, Berlin 1956), 1957 in Freiburg habilitiert (*Die Quellen der Ilias*, Wiesbaden 1960). Zwischen 1951 und 1958 war Kullmann in dem von Georg Picht geleiteten DFG-Projekt zur Erstellung eines Platon-Lexikons in Hinterzarten, zwischen 1958 und 1964 als Assistent, Dozent und apl. Professor am Seminar für Klassische Philologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg tätig. 1964 nahm er einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Klassische Philologie (Gräzistik) nach Marburg an. 1975 erfolgte die Berufung nach Freiburg, wo er am Seminar für Klassische Philologie bis zu seiner Emeritierung am 31.3.1996 wirkte.

Mit seiner Freiburger Habilitationsschrift zu den Quellen der homerischen *Ilias* legte Wolfgang Kullmann eine weit über die Fachgrenzen beachtete Untersuchung vor, die die festgefahrene Homer-Forschung in eine neue Richtung lenkte und zwischen den traditionellen Forschungsrichtungen der Homer-Analyse, der Oral-poetry-Forschung und unitarischen Ansätzen vermittelte. Nach

Kullmann stammen *Ilias* und *Odyssee* von je einem großen Dichter aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.; beide Werke seien von Anfang an schriftlich von einem noch in der mündlichen Tradition stehenden Dichter konzipiert worden, wie die zahlreichen Fernbeziehungen und Querverweise in den beidem Epen belegen. Kullmanns Untersuchung wird gemeinhin als „Standardwerk der Neoanalyse“ bezeichnet. Kullmann selbst bevorzugte in späteren Arbeiten die Bezeichnung „motivgeschichtliche Forschungen“, um damit die von ihm entwickelte Methode für andere Bereiche wie vorderorientalischer Einflüsse auf Homer zu öffnen.

Das zweite große Forschungsgebiet, auf dem Kullmann Bleibendes schuf, ist die antike Wissenschaft und deren Fortwirken bis in die Moderne, insbesondere die biologischen und zoologischen Schriften des Aristoteles sowie die Gattungen und Formen philosophischer und naturwissenschaftlicher Literatur der Antike im Spannungsfeld zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Mit seinen Arbeiten erschloss er nicht nur inhaltlich die schwierigen naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles (*Aristoteles, Über die Teile der Lebewesen*, Berlin 2007), sondern auch das wissenschaftliche Denken und die Methoden des Stagiriten (*Wissenschaft und Methode. Interpretationen zur aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft*, Berlin 1974; *Aristoteles als Naturwissenschaftler*, Berlin 2014) und seine Wirkung auf die moderne Naturwissenschaft (*Aristoteles und die moderne Wissenschaft*, Stuttgart 1998).

Wolfgang Kullmann betreute in seiner langen Tätigkeit als akademischer Lehrer 41 Dissertationen. Viele seiner Schülerinnen und Schüler sind als Professorinnen und Professoren im In- und Ausland tätig. Als Vorsitzender des Kuratoriums der Karl und Gertrud Abel-Stiftung setzte er sich für die Erschließung der Philosophie der Antike ein. Für seine wissenschaftlichen Leistungen wurde ihm im Jahr 2000 von der Universität Trier und 2002 von der Aristoteles Universität Thessaloniki der Titel eines Ehrendoktors verliehen.

Wolfgang Kullmann war einer der großen Gräzisten der Gegenwart. Er hat die gräzistische Forschung wie kaum ein anderer Philologe / eine andere Philologin des 20. Jahrhunderts nachhaltig geprägt.

Ulrich Kühn (Hannover)

**Die Synthese von Altphilologie und Musik –
in memoriam Gymn.-Prof. Dr. Adalbert Fink
(9.7.1930 –5.6.2022)**



Foto: Martin Boß

Adalbert Fink war in jeder Hinsicht erstaunlich. Wer ihm als Schüler begegnete, wird ihn vermutlich höchstens vergessen, falls irgendwann das eigene Gedächtnis versagt. Das seine war außerordentlich. Die Wörter fremder Sprachen prägte er sich ein, als handelte sich's um ein Spiel, Grammatiken flogen ihm zu. So wirkte es auf uns, die wir uns schwerer taten.

Ich habe ihn Italienisch mit Italienern und Neugriechisch mit Griechen sprechen gehört, mit leichter Zunge, als wäre es nichts. Die griechischen Momente ereigneten sich auf einer Reise mit dem Klassenkameraden und besten Freund, wir trafen die Finks per Zufall am Strand und erlebten ihre spontane Gastfreundschaft. Alles Griechische hielt er hoch. „Das war ja richtig epikureisch“, sein Urteil über ein Referat im Lateinunterricht, gemeint als beträchtliches Kompliment.

Immer war zu spüren, dass er nicht nur ein Schulmann war. Er hat uns nebenbei mit der Idee vertraut gemacht, der Monotheismus könnte nicht die einzig legitime

Form sein, sich höhere Wesen zu denken, er hat uns vorgeführt, dass man eine imponierende Fülle an Daten und Namen der Weltgeschichte jederzeit parat haben kann, er hat als Person beglaubigt, dass ein Lehrer zugleich Konzertcellist sein und Bachs Solo-Suiten aufführen kann – ohne Notenblätter, versteht sich.

Ab und zu erwähnte er frühere Konzertreisen mit einem befreundeten Pianisten. Zugehörige Plakate sah ich, wenn ich nicht irre, als ich ihn zuhause besuchte, um die nächste Aufführung seiner Theater-AG „Dionysos“ vorzubereiten. Aischylos. Wir traten an unserem Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim wie auch in Padua auf. Andere Fink-Theatraliker gelangten spielend bis Syrakus. Die Chöre der Tragödien übersetzte er selbst und setzte sie versfußgetreu in Töne um. Denn natürlich komponierte er auch.



Fotos: Martin Boß

Damals, am Flügel sitzend, verriet er mir, dass er die Stimme eines seiner drei begabten Kinder geprüft habe: „Wenn mich nicht alles täuscht, wird sie Koloratursopranistin.“ Ihn täuschte nicht alles, es kam so. Die Tochter war damals vier Jahre alt.

Adalbert Fink war wahrhaftig erstaunlich. Er war gleichermaßen im Heute wie in der antiken Welt daheim mit seltenem musikischem Sprach- und Geschichtssinn. Manchmal ließ er uns spüren, dass sein Horizont weiter war als der unsere. Daran konnte man sich durchaus reiben. Doch Reibung zu haben zur rechten Zeit – es kann unterm Strich ganz hilfreich sein. Auch das, unter vielem anderem, hat Adalbert Fink gelehrt.

Stefan Faller (Freiburg i. Br.)

Chronogramm zum 8.9.2022

Die am 8. September 2022 verstorbene Königin Elisabeth II. hat sich in der langen Zeit Ihres Lebens mit Recht die Zuneigung Ihrer Untertanen und weltweit größte Wertschätzung erworben. Auf latinistischem Gebiet hat sie sich – soweit bekannt – nicht hervorgetan, aber bei wichtigen Dingen spielte Latein auch bei ihr eine Rolle. So hat sie das bis dahin schwärzeste Jahr ihrer Regentschaft, 1992, in ihrer Rede zum 40. Thronjubiläum bekanntlich als *annus horribilis* bezeichnet. Ihr Herrscherinnenmonogramm war EIR, wobei das „R“ für *REGINA* stand, und bis jetzt weisen britische Münzen die Randschrift *ELIZABETH II · D(EI) · G(RATIA) · REG(INA) · F(IDEI) · D(EFENSATRIX)* auf.

Als kleine Reverenz soll ihr hier ein lateinisches Chronogramm gewidmet werden. Die Buchstaben, die darin als römische Zahlzeichen gelesen werden können, ergeben in der Summe das aktuelle Jahr 2022:

VALE ELIZABETH II,
REGNI VNITI BRITANNIAE ET HIBERNIAE SEPTENTRIONALIS REGINA,
GENTI TVAE ORBIQVE TERRAE GRATIOSA,
A.D. VI ID. SEPT. DEFVNCTA;
R.I.P.
REGNABIT FILIVS TVVS CAROLVS.

Dieses Verfahren funktioniert auch in anderen Sprachen, wie die folgende deutsche Version zeigt:¹

GEHABT EVCH WOHL, ELISABETH II.,
GEBIETERIN ÜBER DAS VEREINIGTE KÖNIGREICH,
VON VNTERTANEN VEREHRT, ANERKANNT VON ALLEN,
GESTORBEN AM VIII.IX.;
RVHET SANFT.
ES REGIERT FORTAN EVER SOHN KARL III.

Die Verantwortung für sämtliche Unzulänglichkeiten der Texte nimmt der Verfasser auf sich. Der Lebensleistung der Königin werden diese Worte sicherlich nicht gerecht; dennoch sollen sie als aufrichtige Ehrerbietung verstanden werden.

¹ Für Elisabeth I. (1533-1603) ist ein chronogrammatischer Merkspruch in englischer Sprache bekannt – bei “My Day Closed Is In Immortality” ergeben die ersten Buchstaben (MDCIII – 1603) das Todesjahr der Königin. Die Reihenfolge der Wortanfänge und Zahlzeichen stimmt hierbei überein („natürliches Chronogramm“), allerdings bleiben mehrere Buchstaben unberücksichtigt, die als Zahlzeichen gelesen werden könnten („unsauberes Chronogramm“).

Impressum

Mitwirkende in diesem Heft:

Dr. Ulrich Kühn, Gretchenstraße 25, 30161 Hannover; kuehn.ulrich@t-online.de
Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen; monikaunddietmar@gmx.de
Prof. Dr. Ulrich Sinn, Sterntalerweg 101, 97084 Würzburg; ulrichsinn@gmx.de
Dr. Heiko Ullrich, Eggerten 42, 76646 Bruchsal; heiko.f.ullrich@web.de
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Seminar für Griechische und Lateinische Philologie,
Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i.Br.

Herausgeber:

Für den Vorstand des Landesverbandes:
Dr. Stefan Fallner
Seminar für Griechische und Lateinische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg i.Br.
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung:

Dr. Stefan Fallner
Seminar für Griechische und Lateinische Philologie
Platz der Universität 3
79085 Freiburg i.Br.
stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de

Vorsitzende der DAV-Bezirke:

Württemberg: Manfred Birk, Dillmann-Gymnasium, Forststraße 43, 70176 Stuttgart
Nordbaden: Markus Braun, Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Lyzeumstraße 11, 76437 Rastatt
Südbaden: Nikolaus Ruf, Berthold-Gymnasium, Hirzbergstraße 12, 79102 Freiburg

Ehrevorsitzende:

Dr. Helmut Meißner
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann

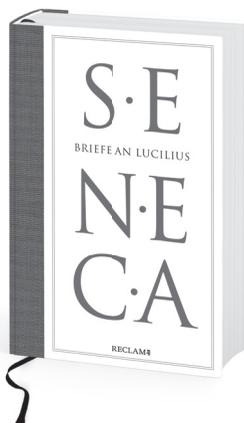
**Weitere Informationen – auch zu den Mitgliedsbeiträgen – finden Sie unter:
www.dav-bw.de**

**Bitte senden Sie Adressenänderungen nur an die Schriftführungen der Bezirksverbände
(siehe „Beitrittserklärung“, S. 38 unten)**

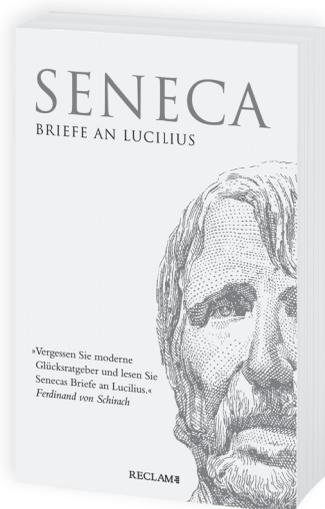
»Vergessen Sie moderne Glücksratgeber und lesen Sie Senecas Briefe an Lucilius ... « *Ferdinand von Schirach*

» ... Dort wird alles erklärt. Und das in einer Klarheit, die Sie sonst nirgendwo finden. Wie gehen Sie mit Feinden um? Wie reisen Sie richtig? Wie trösten Sie sich und andere? Etwas Besseres werden Sie nicht finden.«

Übersetzt von Heinz Gunermann,
Franz Loretto und Rainer Rauthe
Herausgeben, kommentiert und mit einem
Nachwort versehen von Marion Giebel



Halbleinen, Lesebändchen
780 S. · € 38,00
ISBN 978-3-15-011285-4
Wieder lieferbar ab 21. Oktober



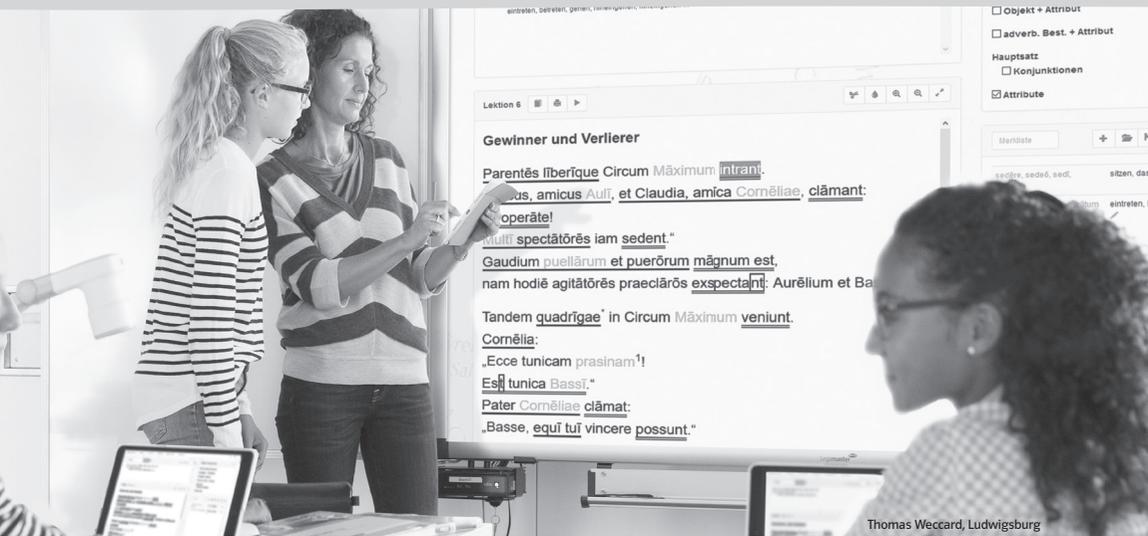
Taschenbuch · 780 S. · € 18,00
ISBN 978-3-15-020680-5
Erscheint am 14. Oktober

Weitere Informationen
finden Sie hier:



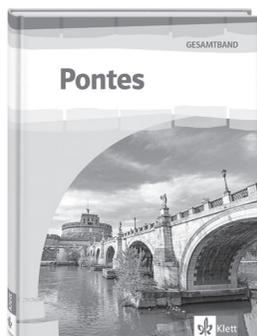
Informieren Sie sich über die Bestellvorteile
für Lehrer*innen und Referendar*innen unter
www.reclam.de/lehrerservice

RECLAM 



Optimale digitale Unterstützung bei der Textarbeit

Das neue Pontes in *Navigium*



N NAVIGIUM

Klett kooperiert mit der beliebten Lehr- und Lernplattform *Navigium*. Alle Lektionstexte und Vokabeln des neuen Pontes sind in *Navigium* eingebunden.

Ihre Vorteile auf einen Blick:

- Schneller Überblick über die sprachliche Struktur der Lektionstexte durch Satzgliedmarkierungen und Einrückungen
- Einfaches Vorbereiten differenzierter Textvarianten
- Einfaches Anlegen von Textlexika und eigener Vokabellisten
- Komfortable Erstellung von Klassenarbeiten
- Vokabeltesterstellung und -auswertung in Sekunden
- Sofort und überall einsatzbereit per Online-Login

www.klett.de/pontes-navigium

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

Klett